

OSTKIRCHE UND WIEDERVEREINIGUNG

WAS KÖNNEN WIR IN LITURGISCHER HINSICHT VON DER OSTKIRCHE LERNEN?¹⁾

In der Frage der Wiedervereinigung zwischen der Ost- und der Westkirche haben bis vor kurzem die kirchlichen Stellen in Rom ein unerreichbares Ziel vor Augen gehabt: die einzelnen Ostkirchen, die nun schon seit über 900 Jahren — manche wie die nestorianische sogar noch länger — von uns getrennt sind, sollten reumütig zur römischen Kirche zurückkehren, ähnlich wie dies die sog. Unierten taten. Hier war es vor allem die väterliche Gestalt eines Johannes XXIII., der neue Wege gesehen und gegangen ist.

Wiedervereinigung der Kirchen ist in erster Linie nicht eine Sache der Organisation, sondern eine Sache des Herzens: der menschlichen Kontakte, des Verstehens, des gegenseitigen Sichkennenlernens. Johannes XXIII. hat deshalb in erster Linie nicht in dogmatischen Gesprächen, auch nicht in klugen kirchenpolitischen Verhandlungen, sondern durch seine Persönlichkeit den „eisernen Vorhang“ weggeräumt, der fast 1000 Jahre lang zwischen der Ost- und Westkirche bestanden hat. Dabei half mit, daß Papst Johannes mehrere Jahre im Bereich der Ostkirche als Päpstlicher Nuntius gewirkt und dadurch einen Einblick in das Wesen der Ostkirche bekommen hat.

Was jedoch Papst Johannes wegen seines frühen Todes nicht mehr erreichen konnte, das hat sein Nachfolger Paul VI. zu einem gewissen Abschluß gebracht: durch den Bruderkuß von Gethsemane im Januar 1964, als er sich mit Athenagoras, dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel und anderen Würdenträgern der einzelnen Ostkirchen zur Versöhnung der Herzen an heiliger Stätte erstmals getroffen hat — nicht in den Prunkräumen des Vatikan, sondern in einer kleinen Villa zwischen den uralten Bäumen des Ölbergs bei Jerusalem, von denen einige vielleicht noch Zeugen waren der Todesangst des Herrn und des Verrats des Judas.

Was sich damals glücklich angebahnt hat, das hat am vorletzten Tag des 2. vatikanischen Konzils einen vorläufigen Abschluß gefunden: der formalen Aufhebung der Bannbulen des Jahres 1054, die der damalige Papst Leo IX. gegen den Patriarchen Michael von Konstantinopel und dieser wiederum gegen den Papst ausgesprochen haben. Am 7. Dezember 1965 haben der jetzige Papst Paul und der jetzige Patriarch Athenagoras von Konstantinopel diese unglückseligen Ereignisse von damals öffentlich bedauert und erklärt, daß sie aus dem Gedächtnis der Christen in Ost und West für immer ausgelöscht sein sollen.

Wie es zu dieser unglückseligen Trennung vom Jahre 1054 gekommen war, hier auch nur in kurzen Zügen aufzuzeigen, ist ganz unmöglich²⁾. Es waren zu viele Gründe, die zum Bruch zwischen Ost und West geführt haben. Jedenfalls war es ein menschliches Versagen auf beiden Seiten. Dabei ist diese Trennung umso mehr zu bedauern, als es in erster Linie nicht Glaubensdifferenzen waren — höchstens unbedeutende Streitigkeiten wie das „filioque“. Wir können feststellen, daß im Glaubensgut, im „depositum fidei“, Ost und West

¹⁾ Gekürzte Wiedergabe eines Vortrags vor Studenten der Pädagogischen Hochschule im Kloster Weingarten am 8. Dezember 1967.

²⁾ Vgl. W. de Vries, *Orthodoxie und Katholizismus. Gegensatz oder Ergänzung?* (= Herder-Bücherei Nr. 232) mit weiterer Lit. S. 136–138.

sich einig sind und sich immer einig waren, wobei der Osten in mancher Hinsicht etwas konservativer in seinen Anschauungen war als der Westen, der bestrebt war, die Entwicklung der Dogmen voranzutreiben.

Das eigentliche Problem besteht darin, daß sich in den vergangenen 900 Jahren seit dem Schisma vom Jahre 1054 die Ost- und Westkirche auseinandergelebt haben, daß sie sich gegenseitig fremd geworden sind. Man hat in den vergangenen Jahrhunderten vielfach vergessen, daß die Christen in Ost und West Brüder sind, Glieder der einen Kirche Jesu Christi. Wenn auch durch Bannbullen durch Jahrhunderte hindurch äußerlich getrennt, waren sie doch im Glauben und in den Sakramenten im innersten Wesen immer eins.

Anders liegen die Dinge hinsichtlich des Verhältnisses der katholischen zu den evangelischen Christen. Hier trennen die Gläubigen mehr als nur Bannbullen oder ganz geringe Glaubensunterschiede. Hier sind es z. T. sehr wesentliche Dogmen, wie die Lehre vom besonderen Priestertum der Bischöfe und Priester. Und doch sieht man heute mit Recht das Gemeinsame, das uns mit den evangelischen Christen verbindet. Es gibt sogar auch hier mehr Gemeinsames, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Doch wieder zurück zur Ostkirche! Hier gibt es, wie gesagt, kaum etwas wirklich Trennendes. Es fehlt uns nur noch eins, wie Patriarch Athenagoras schon öfters betont hat, das ist der gemeinsame Kelch, die gemeinsame Feier der Eucharistie, die „*communicatio in sacris*“. Das neue Dekret über die Ostkirche sieht jedoch bereits Fälle vor, in denen eine solche „*communicatio in sacris*“ gestattet ist: Es heißt hier (n. 27):

Ostchristen, die guten Glaubens von der katholischen Kirche getrennt sind, können, wenn sie von sich aus darum bitten und recht vorbereitet sind, zu den Sakramenten der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung zugelassen werden. Ebenso ist es Katholiken erlaubt, dieselben Sakramente von nicht-katholischen Geistlichen zu erbitten, in deren Kirche die Sakramente gültig gespendet werden, sooft dazu ein ernstes Bedürfnis oder ein wirklicher geistlicher Nutzen rät und der Zugang zu einem katholischen Priester sich als physisch oder moralisch unmöglich herausstellt.

Unter Festhalten der gleichen Grundsätze wird auch die gemeinsame Beteiligung an heiligen Handlungen, Sachen und Stätten bei Katholiken und getrennten Ostchristen aus triftigen Gründen gestattet.

In manchen Kreisen herrscht auch heute noch die Anschauung, als sei die Kirche Jesu Christi primär in der römisch-katholischen Kirche zu suchen, während die Ostkirchen zweitrangige Glieder dieser Kirche darstellen, deren besondere Formen, Gesetze und Riten lediglich geduldet werden.

Es geht heute darum, die östlichen Patriarchate wieder als gleichberechtigte Partner zu erkennen, vor allem aber den besonderen Wert und die Bedeutung für die Wiedervereinigung im Glauben zu sehen, auch hinsichtlich der Einheit mit den evangelischen Christen. Es ist nicht so, daß die Westkirche die vollkommene Form und die Ostkirche die weniger vollkommene Form des Christentums widerspiegelt. Beide Kirchen, die Ost- und die Westkirche, sind für sich genommen, irgendwie unvollkommene, weil einseitig ausgerichtete Teile der „*Una sancta*“. Es gilt deshalb der Satz: Nur eine Wiedervereinigung kann zu einer „vollkommenen“ Kirche führen.

Die Richtigkeit dieses Satzes soll nun am Beispiel der Liturgie der Ostkirche deutlich gemacht werden. Es werden einige Fragen herausgegriffen, die heute bei der Erneuerung der Liturgie von besonderem Interesse sind.

In diesem Zusammenhang ist der Bericht der Gesandten interessant, die Fürst Wladimir von Kiew i. J. 986 nach Konstantinopel geschickt hatte:

Wir kamen nach Byzanz und wurden dorthin geführt, wo sie ihrem Gott dienen. Und da wußten wir auf einmal nicht mehr, ob wir im Himmel sind oder auf der Erde. Denn nirgendwo auf Erden ist ein derartiger Anblick zu sehen, auch keinerlei ähnliche Schönheit, wie wir sie kaum zu schildern vermögen. Und soviel wissen wir nun: dort wandelt Gott unter den Menschen... und diese Schönheit werden wir nie vergessen. Und wie die Menschen, die einmal Süßes gekostet haben, nachher das Bittere verschmähen, so können wir nicht länger bei unseren Göttern verweilen.

Es war allem Anschein nach die mystische Feierlichkeit der byzantinischen Liturgie, verbunden mit einer gewissen äußeren Pracht, die diese einfachen Menschen aus dem Norden damals tief beeindruckt hat. Auch wir können uns heute kaum dieser mystischen Feierlichkeit der ostkirchlichen Liturgie entziehen, wenigstens der Teil von uns, der noch einen Sinn bewahrt hat für den Gottesdienst als Kulthandlung, als Mysterienfeier.

Liturgie ist in der byzantinischen Kirche zu einem wahrhaften Mysterienspiel geworden, wobei sich Spiel und Wirklichkeit in einmaliger Weise vermischen. Was im feierlichen Spiel dargestellt wird, ist zugleich sakramentale Wirklichkeit. Der orientalische Christ weiß sich bei der Feier des Gottesdienstes vereint mit dem Chor der Engel und Heiligen. In ihre himmlische Gemeinschaft fühlt er sich aufgenommen. Der Altar wird zum himmlischen Altar, auf dem das geschlachtete Gotteslamm liegt. In der Basilus-Liturgie singt daher der Chor beim Großen Einzug mit den Opfern:

Es schweige alles sterbliche Fleisch, es stehe da in Furcht und Zittern. Alles Irdische schwinde aus den Gedanken, denn der König der Könige, der Herr der Herren, Christus, unser Gott, erscheint, um geopfert und den Gläubigen als Speise gegeben zu werden. Vor ihm her gehen die Chöre der Engel mit aller Macht und Herrschaft, die Cherubim und Seraphim, das Angesicht verhüllend und den Hymnus rufend: Alleluja, alleluja, alleluja.

Für die griechische Liturgie gilt in erster Linie, was der Dramaturg Hugo Ball einmal von der römischen Messe gesagt hat: „Für den Katholiken kann es eigentlich kein Theater geben. Das Schauspiel, das ihn beherrscht und ihn allmorgendlich gefangenhält, ist die heilige Messe.“³⁾

Daraus folgt aber als ein wichtiger Punkt für unsere Liturgie von heute: Unsere Gottesdienste dürfen nicht nur geschäftiges Tun sein, ein ständiges Singen und Beten; in ihnen darf die Weihe, die Feierlichkeit nicht fehlen — gerade jetzt, wo wir kaum mehr lateinische Hochämter haben. Liturgie ist nicht nur Verkündigung und Mahl, auch nicht nur „Erbauung“, sie ist vor allem Kult: feierlicher Dienst vor Gott.

Mit dem Kult ist es nicht wie mit einem alten Haus, das man von heute auf morgen abreißen und durch ein neues, modernes ersetzen kann. Kult ist

³⁾ Vgl. E. Hennings-Ball, Hugo Balls Weg zu Gott (München 1931) 42.

seinem Wesen nach etwas Beständiges — man denke nur an einige heidnische Kulte, die bei uns viele Jahrhunderte überdauert haben —; Kult darf deshalb auch nur allmählich geändert werden, wenngleich manche Eingriffe, wie bei einer dringend notwendigen Operation, sofort und radikal durchgeführt werden müssen.

Man muß sich fragen, ob die Liturgiereform in manchen Dingen nicht etwas zu übereilt vorgenommen worden ist. Dazu kommt noch, daß jeder Priester heute glaubt machen zu können, was ihm beliebt. Manche Gläubige fragen sich mancherorts voll Sorge beim Gang zum Gottesdienst: „Was wird unserem Pfarrer heute wieder Neues einfallen?“ Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, alles was wir als richtig ansehen, sofort in die Praxis umzusetzen. Liturgie ist Kult, ist Mysterienfeier. Die ostkirchliche Praxis zeigt uns dies ganz deutlich.

Und doch hat die byzantinische Liturgie die anwesenden Gläubigen, wie es früher vielfach bei uns der Fall war, nie zu bloßen Zuschauern gemacht. Im Gegensatz zu vielen unserer Kirchen hat man beim griechischen Kirchenraum trotz der Bilderwand (Ikonostase) nicht den Eindruck, als befände man sich in einem Theater. Es fehlen die Bänke, es fehlt die Bühne: der erhöhte Altarraum. Dieser ist nur durch eine einzige Stufe gegenüber dem Schiff erhöht. Priester und Diakon kommen während der heiligen Feier mehrmals in die Mitte des Volkes: bei den verschiedenen Beräucherungen, beim kleinen Einzug mit dem Evangelienbuch, beim großen Einzug mit den Opfern, der Diakon jedesmal, wenn er die Litaneien vorsingt. Auch das Evangelium wird, vor allem in Griechenland, nicht selten mitten im Volk gesungen.

Die Gläubigen werden so zu Mitspielern am heiligen Geschehen, wie sie auch die Möglichkeit haben, sich an den relativ einfachen mehrstimmigen Gesängen des Chores zu beteiligen. Das Problem Chor- oder Gemeindegesang ist auf diese Weise glänzend gelöst. Wir finden hier weder den Gesang einfacher Kirchenlieder wie jetzt bei uns, noch eine Kunstmusik im eigentlichen Sinn wie in der Barockzeit. Es ist eine Kultmusik, deren Ausführung nicht sehr schwierig und die, besonders was die russische und ukrainische Kirchenmusik betrifft, überaus eindrucksvoll und volkstümlich ist. Sie wird ohne jede Orgelbegleitung vorgetragen, wodurch sie noch mehr den Charakter des Überirdischen und Geheimnisvollen, Mystischen erhält.

Man muß es einmal miterlebt haben, wenn in einer russischen oder ukrainischen Gemeinde der Diakon die Litaneien vorsingt und das ganze Volk auf jede Bitte mit dem „Gospody pomiluj“ (Herr erbarme dich!) antwortet. Welche Innigkeit, welche Bußfertigkeit, aber auch welch sieghaftes Vertrauen liegt in diesen einfachen Gesängen!

Wer die Volkstümlichkeit der altslawischen Liturgie anschaulich miterleben will, der muß einmal das Osterfest, besonders die Osternacht, im Osten miterleben. Ostern ist hier *das* Fest, nicht Weihnachten wie bei uns. Die Ostkirche lebt ganz vom Glauben an den Auferstandenen. „Christus erstand von den Toten, durch seinen Tod besiegt er den Tod, denen in den Gräbern schenkt er das Leben“, so singt man in der Osterzeit immer wieder von neuem.

Das ist also ein zweiter wichtiger Punkt: die Volkstümlichkeit der ostkirchlichen Liturgie⁴⁾. Die Volksverbundenheit der Liturgie ist heute in Rußland

⁴⁾ Ein sprechendes Beispiel sind auch Nikolaus Gogols „Betrachtungen über die Göttliche Liturgie“ (= Zeugen des Wortes, Freiburg 1954).

ein starkes Bollwerk gegen den Atheismus. Nicht nur die Gesänge und Litanen des Gottesdienstes sind tief in der Seele der orientalischen Christen verwurzelt, auch die übrigen Texte des byzantinischen Ritus sowie der anderen morgenländischen Riten zeigen eine Fassung, die von der Mehrzahl der Gläubigen verstanden wird: im Gegensatz zu den Orationen der römischen Messe. Es fehlt den Gebeten der Ostkirche zwar die viel bewunderte, aber vielleicht doch zu sehr gepriesene Eleganz und Prägnanz in der Sprache, wie wir sie in den lateinischen Orationen des Missale Romanum vorfinden, dafür zeichnen sie sich aber aus durch leicht verständliche, im Geist der Heiligen Schrift gehaltene dogmatische Aussagen und durch eine große Innigkeit und Anschaulichkeit. Diese Gebete sind für eine Übersetzung in eine moderne Sprache weit besser geeignet, als die römischen Texte, deren Übersetzung ohne Kommentar den Menschen von heute meist nur wenig sagt.

Der lateinischen Liturgie hat weitgehend die Befruchtung durch die großen Theologen der griechischen Kirche gefehlt, eines Gregor von Nyssa, eines Gregor von Nazianz, eines Basilius u. a. Diese Kirchenväter haben in hervorragender Weise die liturgischen Gebete und Hymnen mitformuliert. Als Beispiel eines morgenländischen liturgischen Gebets sei das Schlußgebet aus der Basilius-Liturgie hier angeführt:

Christus, unser Gott! Das Mysterium deiner Heilsordnung ist, soweit es in unserer Kraft liegt, erfüllt und vollbracht. Wir haben das Gedächtnis deines Todes gefeiert, wir haben das Bild deiner Auferstehung gesehen, wir wurden mit unsterblichem Leben erfüllt und kosteten die unerschöpfliche Wonne, deren du uns auch in der zukünftigen Welt würdigen wollest. Durch die Gnade deines anfangslosen Vaters und deines heiligen, guten und lebendig machenden Geistes, jetzt und allezeit und in Ewigkeit.

Das ist also ein dritter Punkt: aus dem Geist der Heiligen Schrift und der Dogmatik gebildete liturgische Gebete. Gerade hier wird die kommende Liturgie viel von den morgenländischen Riten lernen können.

Das byzantinische Reich hat die Periode, die man Mittelalter nennt, fast völlig übergangen. So hat die Ostkirche den Sprung von der Spätantike direkt in die neueste Zeit gemacht. Wenn wir deshalb heute noch etwas vom eigentlichen Wesen der Meßfeier erfahren wollen, dann müssen wir den Ritus der Ostkirche betrachten. Hier haben auch die Formen des Gotteshauses, des Altars, der heiligen Bilder und der kirchlichen Gewänder nicht die Fehlentwicklung wie im Abendland mitgemacht, wo man sich spätestens in der Gotik, noch mehr aber im Barock, weitgehend von den traditionellen Formen gelöst hat.

In der byzantinischen Liturgie spürt man auch noch etwas vom Geist urchristlicher Mahlfeier. So kommunizieren die Gläubigen noch regelmäßig unter beiden Gestalten. Auch wird statt des bei uns gebräuchlichen ungesäuerten Brotes in Form einer Oblate das aus dem täglichen Leben bekannte gesäuerte Brot verwendet. Dadurch tritt die Zeichenhaftigkeit des Altarsakraments deutlicher in Erscheinung.

Es wäre jedoch sicher falsch, die ostkirchlichen Verhältnisse einfach bei uns nachzuahmen. Wir müssen aber versuchen sie zu verstehen, und dürfen dann das, was davon allgemeine Gültigkeit besitzt, nachahmen; besonders wenn es um Dinge geht, die bei uns früher ebenfalls vorhanden waren, aber im Mittel-

alter oder in der Neuzeit verlorengegangen sind. So können wir von der orientalischen Kirche sicher lernen, was es heißt: Heiligkeit des Altars und des Altarraums. Wie kalt und nüchtern sind doch vielfach heute Altar und Altarraum in den modernen Kirchen. Eine offene, weithin leere Bühne, aber kein heiliger Bezirk, der zur Besinnung, zur Andacht stimmt, wie in den Kirchen des Ostens.

Aber nun eine weitere Frage: Was kann die Ostkirche von uns lernen? Es wurde ja eingangs darauf hingewiesen, daß beide Kirchen seit dem Großen Schisma irgendwie unvollkommen geworden sind, daß sie einen Teil der ursprünglichen Fülle verloren haben.

So hat die Ostkirche, wie das Fehlen fast jeglicher Missionstätigkeit in den letzten Jahrhunderten beweist, ein ganz wesentliches Element der Kirche verkümmern lassen: die Mission, die Verkündigung des Evangeliums an die Nicht-Christen. Das mag seine Ursache darin haben, daß die verschiedenen östlichen Kirchen jahrhundertlang unter der Herrschaft des Islams leben mußten, der ihnen jegliche Art von Missionstätigkeit unmöglich gemacht hat. So kam es zur Abkapselung der Christen innerhalb des Islams, der seinerzeit bemüht war, immer mehr Anhänger zu gewinnen.

Heute ist es in weiten Teilen der Ostkirche der kommunistische Atheismus, der die Bischöfe und Priester zwingt, sich fast nur auf die Tätigkeit innerhalb des Kirchenraumes zu beschränken, d. h. in erster Linie auf eine feierliche Gestaltung des Gottesdienstes. Die Liturgie wird heute weithin zur einzigen geistigen Nahrung der Gläubigen. Anders z. T. in Griechenland oder im Nahen Osten, wo der Kirche mehr Freiheit gewährt wird. Hier können die Priester in die Schule gehen und Religionsunterricht halten, es gibt eine christliche Presse; ja es gibt in Griechenland sogar eine liturgische Bewegung, die „Zoe“, die sich darum bemüht, daß das Volk noch mehr als bisher den Reichtum der liturgischen Gebete und Gesänge kennenlernt.

Aber doch gilt auch hier, wie in den übrigen Teilen der Ostkirche: es fehlt weithin eine moderne Seelsorge, die sich den Gegebenheiten der modernen Welt anpaßt. Es wurde ja bereits erwähnt, daß der byzantinische Osten den Sprung von der Spätantike direkt in die Neuzeit machen mußte. So fehlen der Ostkirche Erfahrungen auf seelsorgerischem Gebiet, die wir im Abendland in den vergangenen Jahrhunderten machen konnten, in denen der christliche Glaube sich immer wieder neuen Gefahren gegenüber sah. Die dadurch gewonnene Wendigkeit fehlt heute der Ostkirche. Man weiß das im Osten und man ist gern bereit, in diesen Dingen vom Westen zu lernen.

Das zweite Vatikanische Konzil hat den Grundstein für eine neue Kirche, für eine wiedervereinigte Christenheit, gelegt. Heißt es doch zu Eingang des Dekrets über den Ökumenismus: „Die Einheit unter allen Christen wiederherzustellen helfen, ist eine der Hauptaufgaben des heiligen Ökumenischen zweiten Vatikanischen Konzils.“

Zwar brachte das Konzil noch nicht, wie so manche gehofft haben, die „Una sancta“, es ebnete jedoch die Wege dazu. Und das ist vorläufig das Entscheidende. Es wird nun in stärkerem Maße wie bisher ein Gespräch zwischen den Kirchen und Konfessionen möglich sein. Man hat sich Jahrhunderte hindurch in Ost und West um unbedeutende dogmatische Unterschiede gestritten,

wie das „filioque“, und dabei gar nicht gemerkt, wie in den Völkern sich ein latenter Atheismus breit gemacht hat – hüben und drüben.

Es wird höchste Zeit, daß sich die christlichen Kirchen zusammenschließen im Kampf gegen Atheismus und Materialismus in Ost und West. Für die Kirche gefährlicher ist wahrscheinlich der westliche Materialismus. Er macht die Menschen satt und daher uninteressiert an Dingen, die die geistige, übernatürliche Welt betreffen. Der kämpferische Atheismus im Osten stellt hingegen die Menschen immer wieder vor die Entscheidung: für Gott oder gegen Gott. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß uns der Osten das Christentum zum zweitenmal bringt – „ex oriente lux“.

Die Mehrzahl der Menschen, auch die guten Christen, haben heute kein Verständnis mehr für Glaubensstreitigkeiten, nachdem von außen immer mehr an den Grundlagen des Christentums gerüttelt wird. Was die Menschen von heute noch interessiert, und zum Teil sogar brennend interessiert, das ist die Frage nach dem Dasein und Wesen Gottes, die Frage der Erschaffung der Welt und des Menschen, die Frage, wer Christus war – ob er wirklich von den Toten auferstanden und dadurch ein Garant für unsere eigene Auferstehung geworden ist, also die Frage eines Weiterlebens nach dem Tode. Darauf muß die Kirche heute in Ost und West eine Antwort geben können.

Vielleicht haben die recht, die glauben, daß erst jetzt – nach fast 2000 Jahren Kirchengeschichte – die eigentliche Blütezeit der Kirche beginnt. Das 2. Vatikanische Konzil, und in Sonderheit Papst Johannes XXIII., der es einberufen hat, haben jedenfalls die Türen zu einer neuen Entwicklung weit geöffnet. Der Weg in das sich eröffnende Neuland ist nicht immer leicht und gefahrlos. Das kann man heute immer wieder erleben.

Die kommende Kirche wird nicht so sehr, wie vielfach in früherer Zeit, nach außen hin machtvoll in Erscheinung treten. Sie wird vielmehr versuchen müssen, nach manchen Irrwegen in den vergangenen Jahrhunderten, wieder zur Einheit im Glauben und immer mehr zu einem inneren Wachstum zu gelangen, um, wie es im Epheserbrief heißt, „zur Vollreife des Mannesalters Christi“ (4, 13) zu kommen. Ohne daß dabei eine organisatorische Einheit notwendig wäre, noch weniger natürlich ein Uniformismus, der sogar entschieden abzulehnen ist.

Die Ost- und Westkirche soll – jede für sich – ruhig ihre Eigenart bewahren, jedoch im Band brüderlicher Liebe. Dann wird auch das große Ärgernis aus der Welt geschafft sein, daß nämlich die christlichen Konfessionen, die die Liebe predigen, sich gegenseitig befeinden. Erst in der Einheit kann die Gesamtkirche ihre großen Aufgaben an der Menschheit erfüllen: die Liebe, die Christus in die Welt gebracht hat, den Menschen zu bringen, ihre Wunden zu heilen, die Angst von ihr zu nehmen, die Angst vor dem Tod – aber auch die Wunden des Leibes zu heilen durch ihre karitativen Einrichtungen, und dadurch die Menschen, die guten Willens sind, heimzuführen zu Gott und vorzubereiten auf das kommende Reich Christi.

Regensburg-Prüfening

Msgr. DDr. Klaus Gamber